

# Der Wind

Abdul Ghani Sheikh

Wir hatten die Hälfte des Aufstiegs hinter uns, als wir bei einem Felsblock halt machten. Der Morgen war angebrochen, mit jedem Augenblick wurde es heller. Ich blickte auf unser Dorf zurück – die fruchtbaren, abfallenden Felder, die Viehweiden, die alte Burgruine, das Kloster auf der Anhöhe; die alte, zerfallene Schule, die ich bis zur fünften Klasse besucht hatte; den offenen Dorfplatz, die engen Gassen, wo wir gute und schlechte Zeiten verlebt hatten.

Schließlich blieb mein Blick auf unserem alten, zwischen Silberpappeln und Weiden versteckten Haus ruhen. Auf dem Dach waren Heubündel und Kuhfladen zum Trocknen ausgelegt. Die Jersey-Milchkuh fraß an der Krippe Gras, auf der Wiese neben dem Garten war das Pferd angepflockt.

Mein Blick wanderte umher und fiel auf den kleinen Friedhof, auf dem mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater liegen. Die Tränen traten mir in die Augen.

„Vater, heute verlassen wir dich, wir gehen fort aus diesem Dorf. Nicht aus freien Stücken... man zwingt uns dazu.“

Ich spürte, dass ich mein Dorf zum letzten Mal sah. In meinem Herzen sagte ich ihm auf immer Lebewohl.

Meiner Frau und meiner Tochter standen die Tränen in den Augen. Nach kurzer Rast setzten wir den Aufstieg fort.

Sonams Worte lasteten schwer auf uns. Vor nicht ganz drei Stunden hatte er leise an unsere Tür geklopft und sich verstoßen ins Haus gedrückt. Sichtbar verängstigt, war er auf dem nackten Fußboden in die Hocke gegangen und hatte mir zugeflüstert: „Siddiq, ich habe schlimme Nachrichten für euch.“

Wir sahen ihn entsetzt an.

„Ihr müsst aus diesem Haus fort.“

„Mach keine Witze, Mann...“, sagte ich zu ihm. Sonam war ein guter Freund.

„Das ist kein Witz, ich meine es ernst... Geht, jetzt sofort... auf der Stelle!“

„Wieso?“, schrie ich.

„Darauf kann ich dir jetzt keine Antwort geben, Siddiq.“ Bei diesen Worten lief ihm eine Träne die Wange herab.

Meine Frau und meine Tochter begannen zu weinen.

„Wieso, was will man uns denn in die Schuhe schieben? Was für ein Verbrechen sollen wir begangen haben?“

„Weder euch noch uns trifft eine Schuld. Dieser Wind kommt aus der Stadt.“

„Von wem weißt du es...“

„Von Tashi. Der hat es von Dorje, Dorje von Tshing und Tshing... Tashi hat gesagt, ich dürfe niemand was erzählen, sonst zünden sie ihm das Haus über dem Kopf an.“

„Sie?“

„Ja, die aus der Stadt... Sie sagen, entweder du schwörst deiner Religion ab oder du verlässt das Dorf. Diesen Wind bringt der Mensch, Siddiq.“

Sonam sprach in Rätseln. Wir begriffen nicht, wie das alles so plötzlich hatte kommen können, noch gestern waren die Leute im Dorf so freundlich zu uns gewesen. Seit drei Generationen lebten wir nun schon hier. Niemand hatte etwas gegen uns, im Gegenteil, alle waren uns stets freundlich gesonnen gewesen und hatten Kummer und Glück mit uns geteilt.

„Ich traue meinen Ohren nicht, Sonam.“

„Aber so ist es leider.“

Dann wandte er sich an meine Frau: „Schwägerin, jetzt ist nicht die Zeit zum Weinen. Ihr müsst euch fertig machen.“

Nach kurzem Überlegen meinte er dann: „Ihr müsst über den Berg, Siddiq, und von dort in die Stadt.“

„Jetzt, bei stockfinsterer Nacht, wie sollen wir da über den Berg?“

„Die Straße ist zu gefährlich“, sagte Sonam im Aufstehen und verschwand vor der Tür. Wie ein Dieb war er gekommen, und wie ein Dieb war er gegangen.

Wir packten den Schmuck meiner Frau, ein paar Kleider und sonst das Nötigste in drei Bündel und steckten ein paar trockene Fladenbrote ein. Danach gaben wir Gras und Heu in die Futterkrippe, legten der Kuh und dem Pferd die Fußfesseln an und warfen den Schafen und Ziegen Gras in den Pferch. Dann überquerten wir den Bach und gingen den Berg hinauf.

Die ersten gelben Strahlen der Morgensonne umspielten den Gipfel, und bald darauf kam die Sonne hinter einem Bergrücken hervor. Wir waren noch gut hundert Meter unterhalb des Kamms, als wir plötzlich Trommeln schlagen hörten, dazu gedämpftes Geschrei, wie das aufgeregte Summen eines Fliegenschwarms. Unsere Schritte stockten. Es dauerte nur wenige Augenblicke, und eine Menschenmeute kam aus dem Gehölz hervor. Wir versteckten uns hinter einem Felsblock. Die Meute rückte vorwärts, ihr Schlachtgeschrei drang bis zu uns herauf. Mir war, als tobe rings um uns ein fürchterlicher Sturm. Sonam hatte recht gehabt, diesen Wind brachte der Mensch.

Vor fünf Jahrzehnten hatte ein Wind aus der Stadt die Pocken gebracht. Reihenweise erloschen die Lebenslichter. Ganze Familien wurden von der Infektion hinweggerafft. Meine Großmutter, meine ältere Schwester und mein jüngerer Bruder waren ihr zum Opfer gefallen.

Dann hatte der Ostwind – oder war's der Frühlingswind? – die Botschaft der Freiheit gebracht. Eine erfrischende

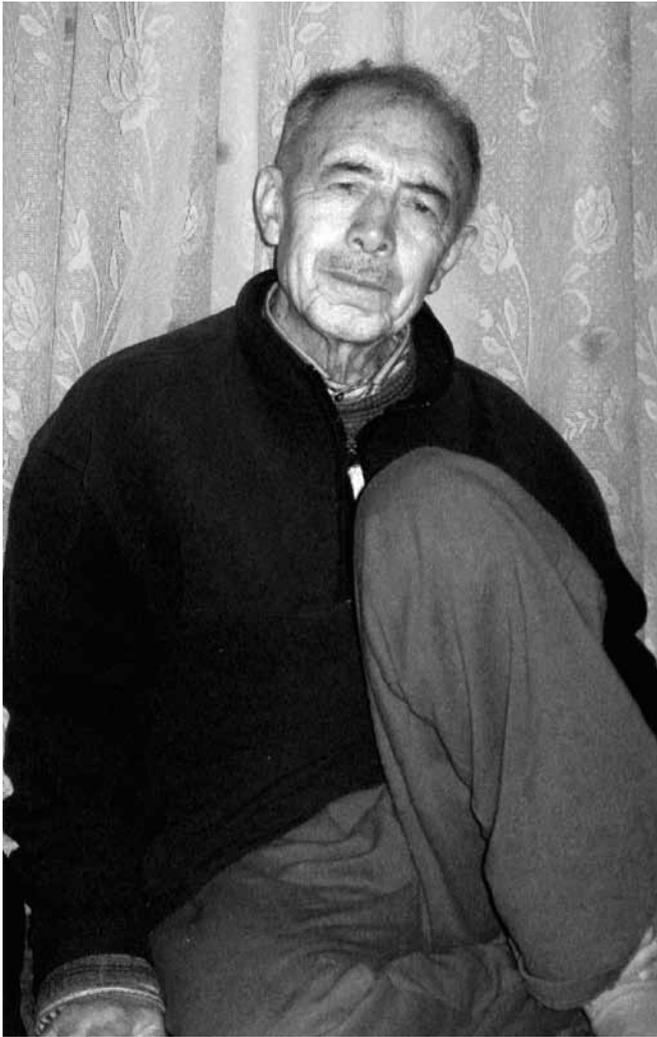


Bild: Rainer Kimmig

### Abdul Ghani Sheikh

Abdul Ghani Sheikh ist eine geachtete Persönlichkeit im kulturellen Leben Ladakhs, einer Region im indischen Bundesstaat Jammu und Kaschmir. Er war und ist als Lehrer, Journalist und Schriftsteller tätig. Seit den 1950er Jahren veröffentlichte er erzählende Prosa und Essays auf Urdu und ist über die Jahre hinweg zu einem der wichtigsten Chronisten Ladakhs geworden, der mit Witz, aber auch Trauer die Veränderungen im Leben der Menschen während des letzten Jahrhunderts nachzeichnet. Immer wieder kommt er auf die Wunden zurück, die die Teilung des indischen Subkontinents 1947 und die darauf folgenden Kriege zwischen Indien und Pakistan in seiner Heimat gerissen haben: die „Berliner Mauer im Himalaya“. Der seit den 1970er Jahren einsetzenden Invasion der Touristen begegnet er nicht selten mit den Mitteln der Satire. Als Muslim – fast die Hälfte der Bevölkerung Ladakhs bekennt sich zum Islam – ist er besonders sensibilisiert für das vor allem durch Agitation von außen gefährdete Miteinander der Religionen Buddhismus und Islam. Abdul Ghani Sheikh lebt heute in Leh, Ladakh.

### Originalausgaben

Der Wind: *Hava*. Erstveröffentlichung in *Sama* (New Delhi), 1990. Buchausgabe: Abdul Ghani Sheikh: *Doraha*. Leh, Ladakh: Jibrán Publications 1993; S. 153–159.

Der erste Brief: *Pahla Khaṭ*. In: *Bisvi Sadi* (New Delhi), Februar 2001; S. 125–128.

Brise strich durchs Land. Bildung verbreitete ihr Licht. Es kam elektrischer Strom, es kam sauberes Trinkwasser.

Aber jetzt ging ein anderer Wind, ein Sturm, ein sengender Gluthauch, wie nie zuvor einer durchs Dorf gefegt war, gefährlicher und giftiger als jener, der einst die ansteckende Krankheit gebracht hatte. Der hatte den Menschen das Leben genommen, sie aber nicht untereinander entzweit.

Die Meute näherte sich langsam meinem Haus. Die meisten kannte ich nicht. Dann sah ich meinen Nachbar Dorje.

„Dorje!“, entschlüpfte es mir.

„Vater, da, schau, Sonam ist auch bei ihnen“, rief meine Tochter plötzlich.

„Ausgeschlossen, Sonam würde bei so was niemals mitmachen“, sagte ich.

„Doch, schau, Vater, der mit der Fahne dort, das kann nur Sonam sein.“

Tatsächlich, der mit der Fahne war Sonam.

„Da, schau, Vater, Onkel Tshing und Tashi sind auch dabei“, schrie meine Tochter.

„Sprich leiser, Fatima“, mahnte meine Frau.

Als ich Tshing und Tashi erblickte, beides gute Freunde, stockte mir das Herz.

Die Meute blieb vor dem Haus stehen. Man brüllte jetzt einpeitschende Slogans, deren Widerhall von den Bergen uns in Angst und Schrecken versetzte. Sonam, Dorje, Tshing und Tashi beantworteten jeden einzelnen davon mit emporgereckter Faust.

Offensichtlich dachten die meisten in der Meute, ich hielte mich mit meiner Familie im Haus versteckt. Als jedoch niemand herauskam, drängten viele nach drinnen, darunter auch Sonam, Dorje, Tshing und Tashi.

Nach einer Weile kamen sie wieder mit ihrem Plündergut ins Freie. Sonam trug die Gasflasche und den Brenner, Tashi den Kessel, den man zu jedem Dorffest und großen Essen von mir ausgeliehen hatte. Dorje hatte etwas unter dem Arm klemmen, wahrscheinlich einen Teppich. Tshing zerriss die Fußfessel an der Krippe und trieb die Kuh weg. Einer machte sich mit dem Pferd zu schaffen, zwei Männer jagten die Schafe und Ziegen aus dem Pferch und trieben sie fort. Ein Mann ging gebeugt unter der Last des Zeltes, ein anderer schritt, eine schwere Truhe geschultert, langsam davon. Ich traute meinen Augen

nicht. Meine Frau und meine Tochter spähten vorsichtig hinter dem Stein hervor und verfolgten das Schauspiel mit aufgerissenen Augen.

Hatte heute Nacht Sonam uns allen, auch mir, Krokodilstränen vorgeweint?

Hatten Tshing, Tashi und Dorje dieses Possenspiel inszeniert, um mich aus meinem Haus zu vertreiben?

Wie treulos die Welt ist, dachte ich insgeheim. Und wie falsch Freunde sind.

Während ich noch nach einer Antwort auf meine Fragen suchte, quoll plötzlich Rauch aus einem der Fenster, und im Nu brannte das ganze Haus. Die Flammen loderten zum Himmel empor. Mir wurde schwarz vor Augen. Meiner Frau entfuhr ein Schrei.

„Danke Gott, Khadija, dass wir mit dem Leben davongekommen sind.“

Dann löste die Meute sich allmählich auf. Wir trauten uns hinter dem Felsblock hervor und schlichen zum Kamm des Bergs hinauf. Was Müdigkeit und Hunger waren, wussten wir längst nicht mehr.

Am nächsten Abend erreichten wir die Stadt, wo wir andere Flüchtlinge in derselben Situation vorfanden.

Wir waren von jeder Verbindung zu unserem Dorf abgeschnitten, hatten keine Nachricht, was mit den Feldern,

dem Garten und dem Vieh geschehen war. Mehr als zwei Monate waren inzwischen vergangen.

Eines Tages sah ich Sonam auf mich zukommen. Hass kochte in mir hoch, das Blut trat mir in die Augen.

„Was willst du mir jetzt noch wegnehmen?“, sagte ich und wandte mich ab.

„Siddiq, es tut mir ja so leid. Wir konnten dein Haus nicht retten, auch nicht deine Sachen alle, wir haben versucht, sie davon abzuhalten, das Haus anzuzünden. Es hat nichts genützt. Aber deine Gasflasche und der Brenner sind bei mir. Tashi hat den Kessel, Dorje konnte zwei Teppiche retten. Tshing kümmert sich um deine Kuh. In der Nacht damals sind wir heimlich in dein halb niedergebranntes Haus zurück. Etwas Geschirr, ein paar Tontöpfe und zwei Säcke Getreide haben wir noch in Sicherheit bringen können. Alles ist bei uns in treuen Händen – wir warten nur darauf, dass ihr ins Dorf zurückkommt. Meine Angmo und Dorjes Dolma meinen, es sei entsetzlich öd im Dorf ohne Fatima und Khadija.“

War es die kühle Abendbrise oder der frische Morgenwind aus dem Osten – nach langer Zeit verspürte ich zum ersten Mal wieder einen belebenden Lufthauch.

*Aus dem Urdu übersetzt von Rainer Kimmig*

---

## Der erste Brief

**Abdul Ghani Sheikh**

**D**er erste Brief, der nach dem Ende des Kargil-Kriegs von meinem Bruder auf der anderen Seite der Grenze eintraf, brachte eine traurige Nachricht. Zwei Tage zuvor hatte auch ich in Kargil einen Brief an meinen Bruder eingeworfen, mit einer ebenso traurigen Nachricht.

Immer wieder geht mir durch den Sinn, wie ich vor 30 Jahren mit meiner Familie auf der Wallfahrt nach Karbala-e-Mualla<sup>1</sup> in Bombay ankam und jemand mich fragte, woher wir seien. Als ich antwortete, wir kämen aus Kargil, wollte er wissen, wo das liege. Kargil, erklärte ich, liege im Bundesstaat Jammu und Kaschmir, worauf er erstaunt erwiderte: „Ach, Kargil gehört zu Indien?“

„Ja, Kargil gehört zu Indien, es ist ein Bezirk in Ladakh.“ Damals war Kargil noch kein eigener Distrikt. „Auch die Stadt Kargil heißt so“, hatte ich erklärt.

Damals und heute... Während der ganzen Jahrhunderte seit seiner Gründung hatte man den Namen Kargil wohl kaum so oft zu hören bekommen, war kaum so viel über Kargil geschrieben worden wie in den letzten ein, eineinviertel Jahren. Kargil! Kargil! Kargil! Ganze Bücher hat man

seither über Kargil geschrieben, die Flut der Geschichten, Filme, patriotischen Lieder und Gedichte lässt nicht nach.

Vor vielen hundert Jahren, als Samyan Kargi diesen öden Flecken am Ufer der Suru wählte, um sich niederzulassen, da hätte er sich nicht träumen lassen, dass einmal der Tag kommen würde, an dem seine Nachkommen genau wie einst er selbst Haus und Hof würden verlassen müssen, um in der Fremde Zuflucht zu suchen. Samyan Kargi war damals gemeinsam mit seinen Brüdern Ponai und Barur aus seiner Heimat Gilgit fortgezogen, und da es ihm hier gefiel, war er geblieben. Er nannte den Ort nach sich selbst Kargi, woraus später Kargil wurde.

Ponai gründete auf der anderen Seite des Flusses eine eigene Siedlung, die man nach ihm Ponai nannte, was sich im täglichen Gebrauch zu Poin verschliff.

Der dritte Bruder, Barur, stand den beiden nicht nach. Er gründete einen weiteren Ort in der Nähe von Kargil, der nach ihm Barur benannt wurde und heute Baro heißt. Hier befinden sich fast alle Behörden und Ämter von Kargil.

Heute liegen die drei von Samyan Kargi, Ponai und Barur gegründeten, wohlhabenden Ortschaften in Reichweite der Geschütze von der anderen Seite der Grenze.